



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ludwig-Dohm, Max: Sturm : Roman : (Dritte Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Dritte Fortsetzung)

Der Brief löste in Paul von der Vorke einen Wirrwarr von Gefühlen aus. Zuerst war es ein Gefühl der Enttäuschung, daß Edith so kurz und leicht über ihre Neckerei hinweggegangen war, die ihm vorher Anlaß zu einer gründlichen Selbstbetrachtung und Einkehr gegeben hatte.

„Bin ich am Ende gar eitel?“ dachte er und verscheuchte den Ärger, indem er sich selbst verspottete.

Der Bericht über die Zuspitzung der politischen Gegensätze in der Heimat gab ihm zu denken. Es war da offenbar eine Parallele zwischen der Forderung des Herrn von Wenkendorff und der eben noch von Paul zurückgewiesenen Prophezeiung seines Freundes Wassiljew. Der alte Freiherr, in dessen Art und Wirken sich alle Vorzüge des Deutschtums offenbarten, erblickte also wie der Russe Wassiljew in der Aufhebung der zwischen Ständen und Volk errichteten Schranken das einzige Mittel, die Gefahr der Revolution zu bannen.

Und Edith stand natürlich auf seiten ihres Vaters, den sie nicht nur in Fragen der Landwirtschaft als ihren Lehrer bewunderte. Zwischen den Zeilen ihres Briefes las Paul denselben Vorwurf, den ihm der Freund oben vor Angélique's Buvette entgegengebrannt hatte: „Über die lächerliche Beschäftigung mit Deinen Tierchen vergißt Du die Not des Vaterlandes!“

„Bin ich berufen, sie zu lindern?“ dachte Paul in einer Regung von Trotz. „Ich bin Zoologe. Die Frage was wird aus dem Menschen? geht mich nichts an. Ich arbeite an der Lösung der anderen und wichtigeren: ‚wie ist der Mensch geworden?‘. Erst wenn darauf eine klare und logische Antwort gefunden ist, werdet Ihr Politiker den rechten Weg finden, der die Menschheit zu Glück und Frieden führt!“

In solchem Selbstgespräch ging Paul von der Vorke in seinem Zimmer auf und ab. Durch die Fenster klang das Rauschen des Meeres, das an die Grundmauern des steinernen Gebäudes brandete. Wie liebte er diese Musik, deren Rhythmus ihn nun schon das dritte Jahr bei seiner Arbeit begleitete! Sollte er sie etwa jetzt im Stich lassen?

Politik war nach seiner Meinung weiter nichts als die Auseinandersetzung zwischen sich widersprechenden materiellen Interessen. „Ich habe keine solchen Interessen. Also habe ich nicht die geringste Verpflichtung, mich um politische Streitfragen zu kümmern!“

Aber hatte er wirklich keine materiellen Interessen? Er sah die wohlgeordnete Bibliothek in den Regalen, die vielfältig geteilten Kästen mit seinen Sammlungen und Präparaten, sah die guten Stiche und Radierungen an den

Wänden, für die er auf seinen Reisen viel Geld verausgabt hatte. Hätte er sich wohl so einrichten können, wenn ihn der stattliche Zuschuß aus den Einkünften des väterlichen Gutes nicht unabhängig von dem mageren Salair seines Amtes gemacht hätte?

Wie mancher fruchtbare Sommerregen, mancher Armschwung der estnischen Hofleute von Borküll hatte sich in diesen und jenen Baustein seiner Bildung, seines wissenschaftlichen Besitzes verwandelt!

Zwar schloß ihn das Recht der Erstgeburt vom Besitz der Scholle aus und machte dereinst den Bruder zum Herrn von Borküll. Trotzdem traf der Scholle Segen und Fluch auch ihn. Gleichgültig hatte er bis auf den heutigen Tag die Gaben der Heimat angenommen, die da fern im Nebel des Nordens verämmerte. Wie, wenn sie jetzt plötzlich ausblieben, weil Borküll der Revolution, d. h. einer neuen Verteilung des Besitzes zum Opfer fiel?

Der Gutsherr ein vergnügungssüchtiger Globetrotter, der Majoratserbe wahrscheinlich wieder durch alle möglichen Spiel- und Liebesaffären in der Residenz festgehalten, die Mutter eine willensschwache Kranke, Mara, die Schwester, eine Schwärmerin ohne feste Meinung, jeder neu auftauchenden Idee kritiklos zugänglich, er selbst der Heimat und ihren Interessen längst entfremdet — wahrhaftig: schlecht war das Gut gehütet, dem sie alle ihre Bewegungsfreiheit verdankten.

Über konnte er es ändern? Hier waltete ein unerschütterliches Naturgesetz: die Borkes zeigten die Entartung einer Familie, die seit vielen Generationen jenes Trainings entbehrt hatte, zu dem andere der Kampf ums Dasein zwingt. Jetzt mußte die Not der Zeit ein schwaches, zum mindesten ein gleichgültiges Geschlecht vorfinden. Und nur dem Zufall einer glücklichen Veranlagung hatte es Paul von der Borke zu verdanken, daß er nicht auch der allgemeinen Erschlaffung verfallen war. Sein wissenschaftlicher Ehrgeiz hatte ihn zur Betätigung von Kräften gezwungen, die sonst sicher ebenfalls ungenutzt verkümmert wären.

Nur für einen Augenblick hatten ihn Ediths Mitteilungen über Borküll in Angst versetzen können. Im nächsten verspottete er sich deswegen schon wieder. Es mußte dann eben ohne den Borküller Zuschuß gehen! Er brauchte sich nur mutig in eine Reihe mit den vielen zu stellen, die sich der Wissenschaft widmen, ohne einen Pfennig Vermögen zu besitzen. War er nicht oft genug säumig gewesen, während jene arbeiteten? Hatte er sich nicht durch manche Stimmungen die Lust nehmen lassen? Das waren die schädlichen Begleiterscheinungen seiner wirtschaftlichen Unabhängigkeit.

Unabhängig ist nur der Bedürfnislose. Und es galt jetzt bedürfnislos zu werden.

Wie es dann kommen mochte: er sah aller Zukunft gelassen entgegen.

Ediths wegen wollte er nach Monte Carlo fahren und den Vater aufsuchen. Sie sollte ihm nicht Gleichgültigkeit vorwerfen dürfen. Mochte der

Gutsherr zu den Mitteilungen Stellung nehmen, wie es ihm beliebte. Vorküßls Wohl war in erster Linie sein Interesse.

Er selber aber wollte sich nun erst recht in seiner Arbeit festbeißen. Ob die Zukunft Unheil oder Segen über die Heimat brachte: keine Macht der Welt sollte ihn in seiner Selbstsicherheit erschüttern können.

* * *

Hoch oben in Beau-Soleil lag die Villa, in der Baron von der Borke nun schon den dritten Winter verbrachte.

Paul hatte die Treppe des Terrassengartens, die von der Straße hinauf führte, bisher nur ein einziges Mal erstiegen. Damals begleitete seine Mutter den Vater, da ihm die Ärzte in der Heimat nach einer schweren Lungenentzündung den Aufenthalt im Süden verordnet hatten.

Es waren unerquickliche Erinnerungen, die jetzt in dem Sohn geweckt wurden. Die Verschiedenheit im Charakter der beiden Eltern trat hier besonders schroff zutage, wo die lachende Natur des Südens alle Lebensgeister in dem zum Genuß geborenen Baron erweckte.

Ganz im Gegensatz zu ihm fühlte sich Baronin Clementine von dem mondainen Treiben der neuen Umgebung abgestoßen. Ihrem Mann an Jahren voraus, besaß sie nicht mehr die Elastizität, sich von der gewohnten gesellschaftlichen Reserve zu emanzipieren.

Ihre ewig nörgelnde Kritik vollendete das Werk der Entfremdung zwischen den beiden Gatten. Es kam zu häßlichen Auftritten.

Eines Tages wurde Paul durch ein Telegramm zu den Eltern gerufen. Er fand seine Mutter im Begriff abzureisen. Sie hatte die Entdeckung gemacht, daß der Baron in intimere Beziehungen zu einer der Damen ihres Verkehrs getreten war.

„Und glaubst Du, daß er mich um Entschuldigung gebeten hat? Er nimmt das als sein gutes Recht in Anspruch!“

Die Selbstverständlichkeit, mit der Baron Alexander seinem Sohn von jener Liaison erzählte, hatte Paul angewidert. Er vermied von da ab jede Begegnung mit dem Vater nach Möglichkeit und besuchte die Gegend von Monte Carlo nur, wenn die Saison vorüber war, und die weiße Stadt vereinsamt in ihrem Sommerschlafe lag.

Jetzt in den ersten goldenen Oktobertagen war sie daraus erwacht. Und zu den frühesten Ankömmlingen hatte Baron Alexander von der Borke gehört.

In der Pension erfuhr Paul, daß der Vater bereits ausgegangen, aber mit einiger Sicherheit um ein Uhr im Café de Paris zu treffen sei. So hatte er noch ein paar Stunden Zeit, die er in müßigem Schlendern verbrachte.

An diesem Vormittag zeigte die Stadt, die ihm immer wie ein Sündenbabel erschienen war, ein beinahe jungfräulich anmutendes Gesicht. Auf den Tennisplätzen, die man dem Bergabhang abgewonnen hatte, spielten im weißen

Dreß schlank, geschmeidige Engländerinnen mit ihren Herren. In den Gärten vor dem Kasino saßen auf schattigen Bänken alte Damen bei Lektüre und Handarbeit. Aufgeputzte Kinder in Wadenstrümpfen und kurzen Spitzenkleidchen wurden von ihren Nonnen spazieren geführt. Vom Strand her aber knallten Schüsse: „Le tir aux pigeons“ war im vollen Gange. Die Hände, die am Abend in der Leidenschaft des Spiels zitterten, sollen bei diesem barbarischen Sport wieder zur ruhigen Sicherheit trainiert werden.

Paul von der Borke beugte sich weit über die Brüstung der unteren Terrasse, um die Schützen zu erspähen. Aber er sah nur ein paar flatternde Tauben getroffen auf den grünen Rasen fallen. Das war das echte Monte Carlo!

Im Café de Paris nahm er an einem kleinen Tisch in einer Ecke Platz, von der aus er den ganzen Raum übersehen konnte. So entwickelte sich vor ihm das lebensvolle Bild, zu dem sich in dem prächtigen Restaurant die elegante Welt aus allen Erdteilen zusammenfindet.

Bergeblich suchte sein Auge nach der markanten Erscheinung des Vaters. Es kamen viele alte Herren, aber Alexander von der Borke war nicht unter ihnen.

Da hörte er plötzlich in seiner nächsten Nähe die wohlbekannt, etwas nasale Stimme. Den Rücken ihm zugewandt, saß der Baron am Nachbartisch mitten in einer heiteren Gesellschaft.

Paul wurde von einer jähen Verlegenheit ergriffen. War das wirklich sein Vater? Die etwas müde, aber immerhin vornehme Erscheinung des bejahrten Landedelmannes, als die er den Vater von seinem letzten unvermuteten Besuch im Laboratorium her noch in Erinnerung hatte, gleich wenig dem übereleganten, durch kosmetische Mittel allzu gewaltsam verjüngten Flaneur, den er drüben gewahrte.

Um nicht eine unfreiwillige Lauscherrolle zu spielen, wäre Paul am liebsten aufgebrochen. Aber bei der Enge des Raumes wäre er genötigt gewesen, dicht an der Gesellschaft vorüberzugehen. So verschloß er seine Ohren so gut er konnte und überließ sich wieder seinen mißmutigen Gedanken.

In sie hinein tönte wiederholt das laute Gespräch der Gäste am Nebentisch. Widerwillig hörte er, daß ein hoher Gewinn des Barons vom Abend vorher die Gesellschaft zu diesem fidelen Lunch zusammengeführt hatte.

In Ausdrücken neidischer Bewunderung priesen die Damen die Freigebigkeit des alten Herrn, der die neben ihm sitzende kecke Blondine ein kostbares Diamantenkollier verdankte.

Jetzt rauschte eine stattliche Schönheit heran und sah sich suchend in dem bereits voll besetzten Restaurant um. Sie steuerte schließlich auf die Ecke los, in der Paul saß, um mit vertraulichem Lächeln an seinem Tisch Platz zu nehmen.

Diese neue Nachbarschaft vermehrte sein Unbehagen. Sein Gegengruß fiel befremdet und frostig aus, was aber die Dame nicht weiter berührte. Sie bat auf deutsch um die Speisefarte und begann sofort ein Gespräch mit Paul.

„Sie sind heut schlechter Laune, Graf! Aber man kann nicht jeden Tag gewinnen.“

„Sie irren sich in meiner Person!“ war Pauls kühle Erwiderung. Er wandte sich schroff ab und verwünschte im stillen seine ganze Expedition.

Durch die deutschen Worte hinter sich aufmerksam gemacht, sah sich der alte Baron vorsichtig um. Sein anfangs gleichgültiges Auge leuchtete in plötzlichem Erkennen auf.

„Ah, ah!“ sagte er aufspringend. „Du bist es, Paul! Wie nett, daß man Dich endlich mal in Monte Carlo sieht, noch dazu in so angenehmer Gesellschaft.“ Er verbeugte sich vor der fremden Dame und schüttelte seinem Sohn herzlich die Hand. Seine lebhafteste Begrüßung ließ Paul gar nicht zu Worte kommen, und ehe ihm noch eine Abwehr möglich war, sah er sich den Gästen des Vaters vorgestellt.

Mit einem Schwall liebenswürdiger Fragen zogen sie ihn und seine unbekanntes Tischnachbarin in ihren Kreis und machten ihn sofort zum Mittelpunkt des Interesses.

„Il est comme son père“ rief die kleine Blondine, entzückt zu ihm aufblickend und streichelte mit ihren beringten Fingern seine aristokratische Hand.

„Quel bel homme!“ sagte eine andere. „Mais il a des yeux mélancholiques!“ eine Dritte.

„Il a toujours les yeux fixés sur les livres!“ erklärte der Alte und klopfte dem Sohn mit freundlichem Vorwurf auf die Schulter. Zu der deutschen Dame gewandt, meinte er: „Sie werden seine Augen bald lustig machen, meine Gnädigste.“

Da rückte die blonde Ninon ihren Stuhl an Pauls Seite und schmiegte sich an seinen Arm. „Moi werden machen lustig diese blaue übsche Augen!“ Der Alte zupfte sie an ihrem Ohrläppchen.

„Changement de l'amour?“ fragte er mit lustigem Augenzwinkern. „Oh, mon ami, je veux l'aimer comme une soeur!“ gab sie schmolend zur Antwort. Aber sie zog sich doch sofort auf ihren Platz zurück und trank ihrem alten Freund mit kokettem Augenaufschlag zu.

Da gelang es Paul, den Vater auf estnisch zu verständigen.

„Mach bitte dieser peinlichen Situation ein Ende! Ich muß Dich allein sprechen. Ich bringe schlimme Nachrichten von Hause!“

Wie aus den Wolken gefallen, lehnte sich Baron Alexander zurück und sah mit entsetzter Verständnislosigkeit in seines Sohnes finstere Auge.

Paul stand auf: „Ja bitte, sofort!“ wiederholte er dringend.

Der Baron hüftelte verlegen: „die Herrschaften entschuldigen mich für einen Augenblick.“ Dann folgte er Paul, der sich mit kühlem Gruß zum Gehen gewandt hatte.

Vor dem Restaurant gab er seinem Vater Ediths Brief.

„Übrigens laß Dir sagen, ich habe mit jener Dame nicht das geringste zu tun! Das Frauenzimmer hat sich mir einfach aufgedrängt. Das scheint hier Mode zu sein — in Deinem Monte!“

Der Alte überhörte den Hohn in Pauls Worten und durchslog hastig die Seiten des Briefes.

„Mein Gott — und darum den Auftritt?“ Er hatte seine gelassene überlegene Haltung wiedergefunden.

„Sternburger Unkenrufe, weiter nichts! Mit dem albernen Böbel werden unsere Soldaten bald fertig sein. Und Kirsch — hols der Kuckuck — der hat sich eben die Nase mal besonders kräftig begossen. Wenn er seinen Rausch ausgeschlafen hat, ist er windelweich. Ich kenne doch meinen guten Kirsch! Der hat das allergrößte Interesse, mit uns in Frieden zu leben. Wegen der paar dummen Streiche werde ich meine Gesundheit nicht aufs Spiel setzen. Auch Du kannst ruhig bei Deinem Mikroskop bleiben, mein Junge. Zu Eurer Beruhigung werde ich Kirsch 'n bißchen den Kopf waschen. Aber mehr wäre wirklich zu viel! Und nun sei gemütlich und komm!“

Er nahm den Arm seines Sohnes, um ihn wieder ins Restaurant zurückzuführen. Aber Paul blieb stehen:

„Danke!“ sagte er eifig. „Ich kam nur her, Dich zu warnen. Du bist der Herr von Borküll, Du mußt wissen, was zu tun ist. Wenn Du unsere Sorge für übertrieben hältst, so ist meine Mission erledigt!“

* * *

Es war zu merken, daß das Handpferd — die braune Zenta — acht Tage im Stall gestanden hatte. Sie schäumte in der Kandare und zog so fest an, daß sich die Lenkerin mit aller Energie gegen das Fußbrett stellen mußte.

Tief in seinem Pelz vergraben saß Herr von Wenkendorff neben Edith und sog an seiner kalten Zigarre. Der Wind, der von der See herkam, frischte allmählich auf und blies ihnen kräftig in den Rücken.

„Das ist gut für die Zenta! Wir haben leichtes Fahren.“

Edith hatte ihre helle Freude, wie die Säule durch die Nacht hinstoben. Selbst den Hügel, auf dem der Borküller Krug lag, nahmen sie im scharfen Trab, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte das Sternburger Dogkart den Wagen der Gräfin Hahn angerannt, der jenseits der Höhe mitten auf dem Wege hielt. Aber Edith verstand ihr Gespann zu regieren: mit einem Ruck riß sie es zur Seite und brachte den leichten Wagen zum Stehen.

„Was ist los!?“

Der Diener sprang von seinem Rücksitz und trat zu der Gruppe aufgeregter Leute, mit denen der Rosenhofer Kutscher bereits verhandelte.

„Holt den dummen Wolly raus, daß wir ihn verprügeln können!“ brüllte eine Stimme. Und ein allgemeines Gejohle klang durch die Nacht. In dem geschlossenen Wagen schien sich aber nichts zu rühren.

„Das ist der Sternburger Juhann!“ sagte jetzt einer, und der Lärm legte sich. Dann hörte man des alten Wenkendorffs Stimme:

„Laßt eure dummen Späße, Männer! Das hat keinen Wert! Geht nach Hause und schlaft euch aus!“

Nur ein verlegenes Gemurmel war jetzt noch zu hören, und die Leute traten zögernd zur Seite. Der Rosenhofer Kutscher benutzte den Moment, sprang auf den Boden und schlug auf seine Pferde ein, daß sie in die Hinterbeine knickten und dann scharf anzogen.

Das rechte Fenster der Kutsche wurde dabei vorsichtig heruntergelassen und für eine Sekunde zeigte sich Wollys ängstliches Gesicht, um eben so rasch wieder zu verschwinden.

Edith bedeutete den Diener gelassen, daß er Bentas Randare fester schnallen sollte und blickte kühl und furchtlos von ihrem hohen Sitz auf den Männerhaufen herab. Sie hörte deutlich die Hohnworte, die im Hintergrunde fielen:

„Ob Sternburg oder Rosenhof — Ausbeuter sind sie alle! Nieder mit den Deutschen!“

„Halts Maul!“ sagte ein anderer. „Der Alte ist ein guter Bär. Er knaufert nicht!“

Es flogen sogar ein paar Mützen von den Köpfen, als sich das Dogkart in Bewegung setzte. Hinter ihnen her aber schallten Flüche, und ein Stein fiel vor ihnen nieder, daß die Pferde scheu zur Seite sprangen.

Ein Lied wurde angestimmt, das riß mit seinem Rhythmus die Männer fort, schwoh brausend an, wurde vom Wind aufgenommen und ins Land getragen. Noch lange vernahmen die Sternburger die Weise, und Edith empfand erschauernd die wilde Romantik, in der das schlimme Abenteuer ausklang.

Der Vater aber sagte: „Es ist wie die Pest, das Lied! Alle Länder steckt es an, und man kann ihm den Eintritt nicht wehren. Wer es singt, dem nimmt es jede Vernunft!“

Er versank in Schweigen, und auch Edith sprach nicht mehr, bis der Wagen im Hof von Sternburg einfuhr.

„Gott sei Dank! Ich habe mich auf unseren alten Kasten selten so gefreut wie heute. Gebe ihn für die ganze Vorküller Pracht nicht her!“

Herr von Wenkendorff gähnte wohligh: „Ich gehe schlafen, ihr Mädchen! Schwätzt nicht zu lange. Wenn Sandberg morgen kommt, schickt ihn mir gleich!“

Die alten Dielen ächzten unter seinem schweren Tritt, als er sein im Erdgeschosß belegenes Schlafzimmer aufsuchte.

(Fortsetzung folgt)

